

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 12 (1908-1909)
Heft: 6

Artikel: Frühlingstage auf Korsika [Schluss folgt]
Autor: Zollinger, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665183>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

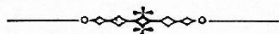
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Kind wachte auf und begann zu schreien. Sie wickelte es in ihren zerlöcherten Kittel, stand auf und ging dorfwärts. Sie flökte mir weit mehr Grauen ein, als die stillen Schläfer um mich her.

Aus dem Russischen übersezt von E. v. Adelung.



Frühlingstage auf Korsika.

Von Max Zollinger, Zürich.

Mit 8 Illustrationen, zum größten Teil nach photographischen Aufnahmen von Dr. G. Senn (Basel).*)

Am Himmel verblaßten die letzten Sterne, als wir nach sechsstündiger Fahrt im Hafen von Bastia, dem Handelszentrum von Korsika an der Ostküste der Insel, einliefen. Bleiche, übernachtigte Gesichter, die noch alle Zeichen der kaum überstandenen Seefrankheit tragen, erscheinen unter den Kajütentüren, und die wenigen Passagiere, die, wie mein Freund und ich, ein hartes Nachtlager auf offenem Deck im Schutze des warmen Kamins dem Aufenthalt im engen, dumpfen Gepäckraum vorgezogen haben, suchen in aller Eile ihren äußeren Menschen wieder in einen seiner würdigen Zustand zu versetzen. Unterdessen hat unser Dampfer am Quai angelegt, wir steigen die schmale, schwankende Schiffstreppe hinab, passieren rasch die Dogana und steuern nun, ohne uns um den Schwarm von zudringlichen Hotelportiers und Gassenjungen, die uns mit lautem Geschrei umringen, im mindesten zu kümmern, dem nächsten Kaffee zu, wo uns die mürrische, auf so frühen Besuch nicht vorbereitete Wirtin mit einem mäßigen Frühstück aufwartet. Nachdem wir, wie es uns scheint, alle Spuren der ungemütlichen Nacht getilgt, rüsten wir uns zu einem kurzen Rundgang durch die Stadt.

Der erste Eindruck, den der von Livorno, aus den paradiesischen Gärten der Toscana kommende Wanderer in Bastia von Korsika empfängt, ist nicht besonders ermutigend. Öde, fünf- bis sechstöckige Mietskasernen fassen die mit kümmerlichen Kastanien- und Orangenbäumen besetzten Straßen ein; in regelmäßigen Abständen türmen sich vor den Haustüren kleine Haufen von übelriechenden Küchenabfällen auf, um die sich einige häßliche Köter mit wütendem Gecläff zanken; nur das stattliche Palais de Justice und das hübsche Stadttheater lassen auf eine fortgeschrittene Kultur schließen. Der Name Bastia bedeutet übrigens weiter nichts als Bastei, Festung; im Jahre 1383 nämlich ließ der genuesische Feldherr Lionello Somellino das alte Porto Cardo durch eine Bastion befestigen, und seit dem sechzehnten Jahrhundert führt nun die ganze Stadt den Namen Bastion, Bastia.

In schroffem Gegensatz zu der langweiligen und unsauberen Stadt steht die herrliche Umgebung von Bastia, die sich vor den Augen des Wanderers von einem der nächsten Hügel aus in echt südlicher Farbenpracht ausbreitet. Aus dem dichten Gezweige parkähnlicher Gärten schimmern weiße Willen und behäbige Landhäuser, an die grünen Berglehnen schmiegen sich schmucke Dörfchen, über die der schlanke Campanile als treuer Wächter emporragt, und still und träumend, ein mahnendes Memento mori, schauen die kleinen,

*) Die Illustrationen Nr. 1, 2, 3, 5 und 8 sind mit gültiger Erlaubnis des Verfassers dem sehr lesenswerten Buche von Dr. M. Kikli: „Botanische Reise Studien auf einer Frühlingssahrt durch Korsika“ (Zürich 1903) entnommen.

von blassen Oliven und ernstesten Zypressen überschatteten Grabkapellen der korsischen Adligen auf das geschäftige Alltagsleben der Stadt herab. Zu unsern Füßen brechen sich die Wellen des Meeres an der felsigen Küste, und fern im Osten zeigen sich die verschwommenen Umrisse der Felseninsel Capraia, an der wir im ersten dämmernden Morgen grauen vorbeifahren sind.



1. Grabkapelle bei Bastia.

Das Gebirge im Innern der Insel hat leider eine dichte Wolkenkappe über den Kopf gezogen, die einen uns nicht besonders willkommenen Witterungswechsel in Aussicht stellt; weiße Nebelschwaden liegen träg, wie die Drachen der Vorzeit, in den Mulden der Berge und wälzen sich langsam durch die enge Schlucht, die sich der schäumende Bergbach durch den harten Fels gegraben hat.

Nur ungern brechen wir unsere behagliche Siesta ab und steigen von der luftigen Höhe wieder hinab in die enge Stadt, um uns nach unserem Postwagen umzusehen, der uns nordwärts nach U r i in das Gebiet des Cap Corse bringen soll. Der Postdienst ist auf Korsika nicht, wie bei uns, Sache des Staates, sondern er wird von Zeit zu Zeit versteigert und dabei demjenigen übertragen, der die geringste Entschädigung dafür beansprucht; der Pächter setzt denn auch ganz von sich aus die Preise für die Beförderung der Passagiere fest.

Unter einem weiten Torbogen, durch den man in einen dunklen, winkligen Hof sieht, befindet sich das „Bureau“ des Posthalters, der den Verkehr auf der Caproute besorgt: ein wurmstichiges, altersschwaches Tischchen mit einem wackeligen Sessel, auf dem würdevoll die Frau Posthalterin tront, um die Namen der Passagiere ins Dienstbuch einzutragen, während ihr Herr Gemahl mit unnötigem Geschrei die beiden ausgehungerten Köpfelein vor den Wagen spannt. Und solch eine korsische Diligence ist von einer Primitivität, die sich schlechterdings nicht überbieten läßt: auf dem verrosteten Gestell von Achsen und halblahmen Federn wiegt sich ein ungefügiger Kasten, der, wie einige spärliche Farbreste vermuten lassen, einmal irgendwie bemalt oder lackiert gewesen sein muß; dabei sieht die ganze Carrozza so elend baufällig aus, daß man fürchten muß, die ganze Herrlichkeit werde schon vor der Abfahrt aus allen Fugen gehen. Nachdem wir unsern „Tram“ — so

heißen auf Korsika die geschlossenen, vierräderigen Wagen zum Unterschied von den zweiräderigen „Cabriolets“ — mit sehr gemischten Gefühlen von allen Seiten beguckt und unsere Erwartungen dementsprechend herabgespannt haben, klettern wir ins Innere des durch wenige kleine Fensteröffnungen beleuchteten Kastens, wo in drangvoller, dumpfiger Enge acht erwachsene Menschen mit Saß und Paß Platz finden müssen. Wie auch der letzte Passagier, eine rundliche Bäuerin, mit Ziehen und Schieben glücklich in die famose Postkutsche hineinbefördert worden ist, schlägt unser Postillon die Türe zu und schwingt sich auf den Bock; klatschend saust die Peitsche auf den Rücken der Tiere nieder, und fort geht's in gestrecktem Galopp über das holperige Straßenpflaster zur Stadt hinaus.

Die prachtvolle Straße von Bastia der Ostküste entlang bis zum Cap Corse, dem nördlichsten Punkte der Insel, ist ein Teilstück der großen Nationalstraße, die, ein Werk des zweiten Kaiserreiches, die ganze Insel umspannt und die bedeutenderen Ortschaften im Innern miteinander verbindet; die etwas schmälern, aber ebenso sorgfältig angelegten und unterhaltenen Bezirksstraßen vermitteln den Verkehr mit den abgelegenen Dörfchen im Gebirge. Seit den neunziger Jahren führen die Schienenstränge der korsischen Schmalspurbahn über die wichtigsten Pässe und von Bastia südwärts der flachen, fruchtbaren Ostküste entlang bis nach Ghissonaccia; wer sich aber nicht ängstlich an die alltäglichen Routen halten will, der ist für weitere Reisen nach wie vor auf die zwar unglaublich billige, aber äußerst unbequeme Diligence, das teurere Privatfuhrwerk oder das langsame Maultier angewiesen.

Schon liegen die letzten Villen von Bastia mit ihren dichten natürlichen Hecken von Agaven und Opuntien hinter uns; steil steigen zur Linken die mit grauem Gestrüpp bewachsenen Hänge zum felsigen Kamm der Serra empor, und eintönig rauscht und schäumt zur Rechten die Brandung des Meeres. Von Zeit zu Zeit öffnet sich links ein weites, freundliches Quertal mit silberschimmernden Olivenwäldern und frischen, grünen Wiesen; um die stattliche Dorfkirche drängen sich weit droben am Berg die weißen Häuschen der Bergbauern, und still und ernst überwacht von einer jähren Felsenkuppe, zu der ein steiniger Fußweg im Zickzack emporklimmt, ein Klösterchen das Thal. Da steht denn unser Wagen für einige Augenblicke still; schreiend drängen sich Kinder und Erwachsene um die Carrozza und neugierige, von der Sonne gebräunte Gesichter erscheinen im Fensterrahmen der Türe; gelegentlich springt auch ein fecker, brauner Junge auf den Wagentritt und fährt, ohne sich durch die Neckereien der Insassen aus der Fassung bringen zu lassen, als blinder Passagier bis zur nächsten Haltestelle mit.

Unterdessen haben sich, wie wir vermutet hatten, die grauen Nebel zu einem ausgiebigen Regen verdichtet, der uns zwingt, die Fensterscheiben heraufzuziehen; die Fensteröffnung der Wagentüre wird in Ermangelung einer Glasscheibe mit einem soliden Brett verschlossen. Während der Wind kalte Regenschauer an die Wände unserer neuen Arche Noah peitscht und die schweren Tropfen auf das Dach niedertrommeln, fahren wir, in ein geheimnisvolles Rembrandtisches Halbdunkel gehüllt, stundenlang weiter, bis der Wagen plötzlich anhält und man uns bedeutet, daß wir, um in die Berge hinauf nach Luri zu kommen, hier umsteigen müssen. Mit einem wonnigen Gefühl der Erleichterung kriechen wir aus dem engen Kasten heraus und su-

chen bis zur Abfahrt unserer Post durch einige Schritte in der frischen Luft unsere steifen, eingeschlafenen Glieder zu beleben.

Das Dörfchen, in dem wir uns befinden, besteht aus dem langen, niederen Posthaus und einigen armseligen, halbverfallenen Zollgebäuden, vor denen uniformierte Beamte mit unendlich gelangweilten und stumpfsinnigen Gesichtern herumlungern; eine Tafel mit der Aufschrift: „Chevaux de renfort“ zeigt an, daß hier die Postpferde gewechselt werden. Vor uns liegt im flimmernden Zwielficht der mit dem Regen kämpfenden Sonne, grün und weit das fruchtbare Quertal von *Luri* mit seinen schmucken Dörfchen und herrlichen Nußbaumwäldern; auf steiler Felspyramide, an die sich ein niedliches weißes Klösterchen anlehnt, erhebt sich zuoberst im Tal der finstere, trozige *Torre di Seneca*, der Turm des Seneca, dem wir morgen einen kurzen Besuch abstaten wollen.

Auf der Fahrt ins *Lurital* hinauf leistet uns ein gesprächiger älterer Herr Gesellschaft; in liebenswürdigster Weise schildert er uns das Leben der armen, doch anspruchlosen Bevölkerung der korsischen Bergtäler. Die Männer, die ein armseliges, aber ungebundenes Nomadenleben einem sorgloseren regelmäßigen Dasein vorziehen, beschäftigen sich fast ausschließlich mit Jagd und Viehzucht; die Feldarbeit, die nach ihrer Anschauung des freien Mannes nicht würdig ist, überlassen sie den starken Frauen und Mädchen und den verachteten italienischen Tagelöhnern. Die wichtigsten Haustiere sind das Schaf und die Ziege; für die Rindviehzucht sind die trockenen Bergweiden zu mager, oder — sie würde die Bauern zu viel Arbeit kosten.

Einen eigentümlichen Charakter verleiht dem Tal von *Luri* die breite, prächtige Eucalyptusallee, durch die die Fahrstraße zum Dorfe führt. Der australische *Eucalyptus*, der sogenannte Fieberbaum, kommt auf Korsika ungemein häufig vor; in den sumpfigen, durch die Malaria gefährdeten Küstenstrichen, hält er die Stechmücken, die dem Menschen das Gift der zehrenden Krankheit einimpfen, von den Häusern fern, und sein dickflüssiges, gelblichbraunes Öl bringt dem Fieberkranken willkommene Linderung. In den gebirgigen Gegenden der Insel, wie in den Quertälern des *Cap Corse*, wird er seines außerordentlich raschen Wachstums wegen als Zierbaum gepflanzt; die riesigen, 20—30 Meter hohen ausgewachsenen Bäume bilden mit ihren langen, schmalen, schlaff herabhängenden Blättern und den hohen, dichten Kronen den ernststen, fast melancholischen Grundton des Landschaftsbildes.

Noch einige Minuten, und vor uns liegt, umgeben von einem weiten Kranz von Eucalyptus- und Olivenwäldchen der stattliche Flecken *Luri*. Auf den Befehl unseres liebenswürdigen Begleiters, der uns einer ihm bekannten Gastwirtin empfehlen will, hält der Wagen an, wir steigen aus und stehen nach wenigen Schritten vor einem zweistöckigen, beängstigend baufälligen Gebäude, über dessen Türe in dicken, goldenen Lettern die stolze Inschrift prangt: „Hotel de France!“

Durch die enge offene Türe treten wir in die geräumige Küche ein, die zugleich als Vestibül dient; durch die hintere Türe, die in einen schmutzigen Hof hinausführt, stiebt eine Schar Hühner mit ängstlichem Gekacker davon, und auf dem Boden balgt sich ein kleines, kaum jähriges Kind mit einem drolligen, wollhaarigen Hündchen herum.

Bis die Besitzerin des famosen Hotels, die eben bei einer Nachbarin auf Besuch ist, auf dem Schauplatz erscheint, sehen wir uns etwas im obern Ge-

schloß des Hauses um; das niedere, mit einigen vergilbten Photographien geschmückte Wohnzimmer macht einen recht heimeligen Eindruck, und nach einem prüfenden Blick in die beiden kleinen Gastzimmerchen mit den ungeheuer breiten, weißen Betten werden wir schlüffig, hier unser Nachtquartier zu beziehen. Giltfertig trippelt nun auch unsere Frau Wirtin, eine kleine Alte mit runzeligem Gesicht und merkwürdig flackernden Augen, herbei, in einem fast unverständlichen Dialekt tausend Entschuldigungen hervorsprudelnd; nicht ohne Mühe gelingt es uns, ihr unsere Wünsche klar zu machen, und während wir in duseeligem Halbschlummer jeder in einer Ecke des behaglichen Sofas dahindämmern, hören wir sie drunten in der Küche geschäftig hin und her eilen und mit Tellern und Bestecken klappern, und bald steigt der kräftige Duft einer wahrhaftigen korsischen Erbsensuppe zu uns herauf.

Was wir nach dem Nachtessen, das der Kochkunst unserer Wirtin ein recht gutes Zeugnis ausstellte, noch angefangen und gesehen, ist mir nicht mehr deutlich gegenwärtig; als ich wieder zum vollen Bewußtsein erwachte, lag ich in meinem weichen Bett, und freundlich leuchteten die weiß getünchten Wände meines Zimmers in der Helle des jungen Morgens, der frisch und würzig durch das offene Fenster hereinwehte.

Die Sonne versteckte sich wie eine spröde Schöne hinter wallenden Wolkenschleiern, die von Zeit zu Zeit einige schwere Regentropfen herniedersandten, als wir das Tal von Luri hinauf der Paßhöhe zupilgerten, von der uns der *Torre di Seneca* einladend zuwinkte. Die sehr hübsch und geschickt angelegte Poststraße folgt zunächst dem Laufe des Bergbaches, der das Tal durchheilt, erklettert in schönen, kühnen Windungen den Kamm der *Serra* und führt von da durch ein kurzes, grünes Tal hinunter nach *Pino* an der Westküste der Insel.

Die Vegetation des obern Luritales, das mit Recht als eine der schönsten Gegenden von Korsika gilt, zeigt durchaus tropischen Charakter. Stattliche Korkeichen, mächtige Nußbäume und düstere, vom übermütigen Bergwind zerzauste Zypressen begleiten die Straße, in erhabenem Ernst schaut die breitfronige Pinie von einsamer Höhe über das Tal, aus dichten Hecken von Opuntien und Agaven ragen die riesigen Blütenkerzen dieser merkwürdigen Pflanzen empor, und schützend breitet die stolze Palme ihr weit ausladendes Blätterdach über bescheidene Feigenbäume und stille Oliven, auf denen ein zarter, bläulichsilberner Duft liegt.

Etwas unterhalb der Paßhöhe schwenken wir von der Straße ab und steigen, einem steilen Fußpfad folgend, durch die terrassenartig angelegten Weinberge und Gemüsegärten hinauf zum Kloster *St. Nicola*s. Wie wir im Tale schon erfahren, haben die Franziskanermönche, die ehemals da droben hausten, das Klösterchen schon vor Jahren verlassen; ein alter Bauer, der das Gebäude mit den dazu gehörenden magern Wiesen und Weinreben für einige Franken gepachtet hat, führt uns durch die hellen, freundlichen Zellen und zeigt uns die niedliche kleine Küche und das geräumige, braungetäfelte Refektorium, das nun als Vorratskammer dienen muß. An das Kloster lehnt sich eine kleine, hübsche Kirche, in der, wie unser Cicerone uns erzählt, der Pfarrer von Luri oder Pino von Zeit zu Zeit eine Messe liest. Während wir zurücktretend die schlichten, kunstlosen Linien des Innern betrachten und unser Führer zu einem stillen Gebet auf die unterste Altarstufe niederkniet, stiehlt sich ein schüchternen Sonnenstrahl durch das bunte Kirchenfenster, spielt einen Augenblick in den weißen Haaren des Alten, gleitet langsam über das rührend

unbeholfen gemalte Altarbild und seine barock verschnörkelte Umrahmung und erlischt endlich auf dem funkelnden vergoldeten Kreuz, das den kleinen Altar krönt.

Vom Klösterchen St. Nicolaß führt ein schmaler Fußweg durch ein wüstes Chaos von Felsblöcken und über schlüpfrige Steinplatten steil hinauf zum *Torre di Seneca*; recht hinderlich wird uns bei der Besteigung der Felsenburg der kalte, äußerst heftige Wind, der uns an besonders exponierten Stellen den Atem nimmt und uns, wie wir oben ankommen, zwingt, hinter den festen Mauern des runden Turmes Schutz zu suchen; eine Umgehung des Baues ist unter diesen Umständen einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Der „*Torre di Seneca*“ verdankt seinen Namen der Legende, daß der von seinem undankbaren Schüler Nero aus Rom verbannte Philosoph Seneca acht einsame Jahre da droben verlebt habe; ihm schreibt man denn auch die ganz ungerechte, gehässige Charakteristik der Korsen zu:

„*Prima est ulcisci lex, altera vivera raptu,
Tertia mentiri, quarta negare deos.*“

auf deutsch: „Das erste Gebot ist, sich zu rächen, das zweite, vom Raube zu leben, das dritte, zu lügen und das vierte, die Götter zu verleugnen.“

Mag der verbitterte Alte diese bissigen Verse immerhin verfaßt haben — Lage und Bauart des Turmes deuten ganz sicher darauf hin, daß der „*Torre di Seneca*“ zu dem weiten Kranz von Wachttürmen gehört, welche die Genuesen, als sie im Besitz der Insel waren, zum Schutz gegen die seeräuberischen Sarazenen errichteten. Und das alte Gemäuer ist es denn auch nicht, was den Wanderer auf diese unwirtliche Felsenkuppe hinaufzieht, sondern das ist die unvergleichliche Aussicht, die sich da droben vor dem entzückenden Auge auftut, und wir sind der Sonne herzlich dankbar, daß sie so liebenswürdig ist, im richtigen Moment ihren Wolkenschleier für ein Stündchen fallen zu lassen.

Wir stehen auf der Kante der *Serra*, des felsigen Gebirgszuges, der, ein Ausläufer der zentralen Gebirgskette des *Monte Cinto*, die lange, schmale, wie ein Finger nach Norden weisende Halbinsel des *Cap Corse* durchzieht; zur Rechten und zur Linken öffnen sich die fruchtbaren Täler von *Uri* und *Pino* nach dem Meere zu, dessen leicht gekräuselter Spiegel im vollen Glanz der Mittagssonne flimmert und blitzt. Gebirgig rauh steigen im Osten die toskanischen Felseninseln *Gorgona* und *Capraia*, hinter denen die feine, im Dunst zerfließende Küstenlinie Italiens sichtbar wird, aus dem Wasser auf, und fern im Norden, für das unbewaffnete Auge kaum erkennbar, leuchten die weißen Gipfel der französischen Seealpen zu uns herüber.
(Schluß folgt.)

Stiller Besuch.

(Nachdruck verboten.)

Wenn mir, die mich sonst umgeben,
fern sind, wendet sich vom hellen Leben
Ab mein Geist und hin zum dunkeln,
Wo die Augen der Enttäuschung funkeln.
Mit dem grünen Schlangengeblicke